

Anna Maschik

Wenn du es heimlich machen willst,
musst du die Schafe töten

Anna Maschik

**Wenn
du es
heimlich
machen
willst,
musst
du die
Schafe
töten**

Roman

Luchterhand

WENN DU ES HEIMLICH MACHEN WILLST, musst du die Schafe töten, heißt es. Die Schweine verraten dich mit ihrem entsetzlichen Geschrei, die Schafe aber sterben still. Vor Sonnenaufgang verhängt Henrike die Türen und Fenster der Waschküche mit schweren Wolldecken. Kein Geräusch soll nach außen dringen und kein Schimmer der Lampen, die sie entzündet. Am Tag zuvor hat sie die Schlachtmesser, Hackbeile und Knochensägen an dem Schleifrad aus Sandstein geschärft. Es brennt ihr noch der Staub in der Lunge, eine Mischung aus Stein und Metall. Mit langen Bewegungen hat sie die Werkzeuge über den Abziehstein gezogen und einen Probeschnitt am Zeitungspapier gemacht. Sie hat den Bolzenschussapparat gereinigt und die Taue geprüft. Jetzt geht sie in den Stall und sucht ein Tier aus. Sie wird es allein heben müssen, daher darf es nicht zu schwer sein.

An einem kurzen Strick führt Henrike das Schaf aus dem Stall, über den Hof und in die Waschküche. Sie setzt sich zu dem Tier und spricht zu ihm, bis es ganz ruhig wird, dann drückt sie ihm den Bolzenschussapparat an die Stirn, genau an jene Stelle, an der sich

die gedachten Linien zwischen Auge und gegenüberliegendem Hornansatz kreuzen. Das Schaf sinkt lautlos zusammen. Henrike zerrt den Körper in die metallene Schlachtwanne und kniet sich mit einem Bein auf den Nacken des Tieres, den anderen Fuß stellt sie direkt vor seiner Schnauze ab. Sie streckt den Kopf durch, bis die Sehnen am Hals sich spannen, und zieht das Messer einmal quer über die Kehle. Das Blut spritzt kräftig aus dem Schnitt hervor, ein Zeichen dafür, dass er ihr gut gelungen ist.

Henrike schlachtet ruhig und gekonnt, aber sie hat keine Freude daran. Es ist eine Knochenarbeit, die sie mit Rücken- und Gliederschmerzen zu bezahlen hat. Die Finger brennen in der Kälte und Feuchtigkeit. Wenn sie sie nicht mehr spürt, hält sie die Hände an die Wunde des Tieres, um sie an dem Blut zu wärmen, das nun langsam die Wanne füllt. Bald umschwirren sie glänzende Fliegen, angelockt vom frischen Blut, setzen sich auf ihre Arme und ihr Gesicht.

Weil sie keine Hakenvorrichtung hat, hängt sie das Schaf an einer hohen Holzleiter auf, die Hinterbeine nach oben, den Kopf nach unten. Sie trennt Schädel und Hufe ab, dann zieht sie ihm das Fell, beginnend mit dem Schwanz, wie einen Pullover über die Schultern.

Mit dem breiten Schlachtmesser macht sie einen Schnitt in den Bauch, durch den sie zwei Finger

schiebt und an beide Seiten des Messers hält, um die Eingeweide vor der scharfen Klinge zu schützen. Vorsichtig zieht sie Messer und Finger in einer geraden Linie bis zum Brustknochen des Tieres, das vor ihr aufklappt wie ein Buch.

WIR BETREten DIE GESCHICHTe durch die Innereien eines Schafes und wie auch ich die Welt betreten habe: durch einen Schnitt im Unterleib. Die Nabelschnur hat sich dreimal um meinen Hals gewunden wie ein Strick, und so schneidet die Hebamme, ihr Name ist Anna, meiner Mutter einen lachenden Mund in den Bauch, holt mich heraus und näht ihr das Lachen zu einem schiefen Lächeln zu. Ich möchte mich vorstellen, ich bin Alma, und meine Erzählung ist eine Ein- geweideschau: Leber, Lunge, Herz und Magen werden auf ihre Beschaffenheit untersucht.

DAS HEBAMMENHAUS STEHT ABSEITS VOM DORF, auf einer weiten Ebene, wo die Aukoppeln in die Südermarsch übergehen und später in ein kühles Wattensee. Der alte Sumpfwald wurde bereits vor Jahrzehnten gerodet, um aus seinem Holz die Dachbalken des Dorfes zu bauen. Nun weisen nur noch im Sommer vereinzelte Buschwindröschen am Wegrand auf die einstige Bewaldung hin. Der Weg führt in sanften Biegungen bis an die Tür des Hauses wie eine lange Zunge in den Mund, links und rechts davon ein Fenster, das freundlich in die Landschaft blickt.

Jetzt tritt Anna, die Hebamme des Dorfes, aus der Tür. In ihrer rechten Hand hält sie mit festem Griff eine Tasche aus schwerem schwarzem Stoff, die ein Schloss hat, zu dem sie den Schlüssel stets bei sich trägt. Sie zieht die Tür hinter sich zu und folgt dem Weg ins Dorf, das nur aus zwei schmalen Straßen besteht, dem Westerstieg und dem Osterstieg, die an beiden Seiten eines Baches verlaufen und einander nie berühren. Dabei liegt der Westerstieg, anders als man vermuten würde, östlich und der Osterstieg westlich des Baches. Überragt werden die Häuser einzig von

dem dreißig Meter hohen Kirchturm, links davon steht das Amtsgebäude mit seinen leuchtend weißen Mauern und am Waldrand die graue Mühle, zu der die Bauern ihr Korn bringen.

Anna geht mit langen Schritten und gegen den Wind eingezogenem Kopf den Westerstieg entlang an sein nördlichstes Ende, vorbei an einem niedrigen weißen Holzzaun bis an das Tor eines Hofes. Sie nimmt die Tasche von der rechten in die linke Hand, etwas scheint darin zu zappeln. Mit der nun freien rechten klopft sie an das Tor.

DIE GESCHICHTE BEGINNT mit meiner Urgroßmutter. Sie ist die Erste, deren Namen ich kenne, und außer mir kennt ihn längst niemand mehr. Henrike wird am ersten Tag des neuen Jahrhunderts als Bauerntochter in ein Dorf an der Nordsee geboren. Sie ist die Älteste von fünf Geschwistern und sieht mit dem dunklen Haar und der breiten Stirn der Mutter sehr ähnlich.

Im Frühjahr hilft sie den Eltern bei der Aussaat auf dem Feld, im Sommer bei der Heumahd, im Herbst bei der Kartoffelernte. Zur Schule geht sie in den Wintermonaten, die ihr die liebsten sind. Dann sitzt sie bis spätabends in der Küche über ihrer Kreidetafel und holt nach, was die anderen ihr voraushaben.

Als Henrike dreizehn Jahre alt ist, stirbt die Mutter und lässt sie mit den jüngeren Brüdern zurück. Der Vater, der immer schon wortkarg war, spricht von nun an kaum mehr. Henrike lernt schnell, sich um alles zu kümmern, bestellt allein den Haushalt und zusammen mit dem Vater den Hof. In die Schule geht sie nie wieder.

Von der Mutter hat Henrike das Räuchern, Pökeln

und Wurstmachen gelernt. Sie kann Roggenbrot backen, Marmeladen kochen und Gemüse einlegen. Sie weiß, dass der Kaufmann die Dosen mit dem Eingeweckten nicht richtig verschließt und dass man es lieber zu Hause selbst macht mit dem Gerät der Nachbarin. Sie weiß, dass man die Wäsche kocht, bevor man sie am Rubbelbrett bearbeitet, und dass man mit dem übrigen Seifenwasser den Boden schrubbt. Sie weiß, dass sie auf dem Wochenmarkt zwölf Eier für eine Mark und ein Kilogramm Rindfleisch für drei Mark verkaufen und damit einen Tagelöhner bezahlen kann, um den Stallmist zu streuen. Sie weiß, wie man ein Fieber senkt, eine Wunde verbindet und eine Tinktur gegen Husten braut. Was sie nicht weiß, ist, wie man den Geschwistern die Mutter ersetzt.

ALS KIND SPIELE ICH, dass die Mutter gestorben ist und ich allein zurechtkommen muss. Ich bin im Wald oder auf einer einsamen Insel und muss Feuerholz sammeln, jagen, einen Unterschlupf bauen. Wenn andere Kinder zum Spielen kommen, rede ich ihnen ein, dass auch ihre Mütter tot sein müssen. Man kann nicht richtig spielen, wenn die Mutter noch lebt, das ist logisch. Sie würde alles verbieten, außerdem würde man dann kein Feuerholz suchen müssen, denn sie würde sich darum kümmern.

DER HOF STEHT LANG UND GEDUCKT im Norden des Dorfes, mit einem Reetdach, das auf den roten Mauern sitzt wie eine Frisur. Hinter dem Tor, das hoch ist, damit die vollbeladenen Heuwagen hindurchfahren können, liegt ein Innenhof, von dem aus man links in den Stall und rechts in die Stube gelangt oder geradeaus weiter in eine erst kürzlich angebaute Scheune.

Die Kinder schlafen zusammen mit dem Vater in einer Kammer, in der sie sich zu zweit ein schmales Wandbett teilen. Die gute Stube wird nur an Sonntagen und bei Besuch betreten, in den Vitrinen stehen die blauen Kaffeetassen mit den weißen Blumen drauf. In der Küche sind die Wände mit Lehmschlag verputzt. Dank des offenen Herdes bleibt es hier das ganze Jahr über warm.

Nach dem Tod der Mutter haben die Dinge bald eine neue Ordnung gefunden. Jeden Morgen treiben die älteren Brüder zusammen die Rinder auf die Weide und nachmittags zurück in den Stall. Sie fürchten sich vor den großen Tieren mit den trägen Augen und verstecken sich hinter den Ruten in ihren Händen, die plötzlich so schrecklich klein wirken. Der Vater, der

nun rasch dünn und zäh wird, wo er einst breit und grob war, kümmert sich um die Schweine. Die jüngeren Brüder sind die Herren des Hühnerstalls. Sie locken die Vögel mit freundlichen Rufen und den Händen voller Körner aus ihren Nestern, dann suchen sie Stallboden und Sträucher sorgfältig ab. Die rohen Eier sind sehr zerbrechlich, und sie sind stolz, wenn sie die vollen Körbe, in denen täglich bestimmt vierzig davon liegen, in die Küche gebracht haben, ohne dass ein einziges zu Bruch gegangen ist.

Es ist spät im Juni, die Hitze legt sich schwer auf die Köpfe der Anwesenden, die dicht gedrängt unter der niedrigen Decke des Kellerlokals versammelt stehen. Es werden Hände geschüttelt und Lieder gesungen. Zur Feier des Tages überreicht der Vorstand des Kriegerbundes dem Hundertjährigen ein gerahmtes Bild des Kaisers. Henrike steht nah am Ausgang, verknotet die Schürze in den schweißnassen Händen und denkt, dass es bei diesen Temperaturen eine frühe Ernte geben wird, die sie ohne den Vater bewerkstelligen muss.

Vierzig Männer aus dem Dorf gehen für den Kaiser in den Krieg, der Vater ist der Älteste von ihnen. Sie verabschieden sich am Bahnsteig, an der offenen Schiebetür eines Waggons, aus der die Männer winken, rufen, Hände reichen. Manche sitzen, andere stehen, von zweien ist nur der Kopf zu sehen, der sich unter dem Arm eines anderen hindurchgeschoben hat, eine Zigarette zwischen den Lippen. Henrike und die Brüder haben den Vater bald aus den Augen verloren, dennoch röhren sie sich nicht vom Fleck, bis sich der Zug in Bewegung setzt. Auf die Außenwände der

Waggons sind Botschaften geschrieben. Nach Paris, steht da und: Auf Wiedersehen auf dem Boulevard. Es geht an die Westfront.

DER GEMÜSEGARTEN liegt hinter dem Haupthaus, vier quadratische Beete, getrennt durch einen schmalen Weg. Hier hat Henrikes Mutter die Karotten, den Kohl und die Rüben in ordentlichen Reihen gepflanzt, dazwischen die Gewürze und ein paar Blumen. Das meiste essen sie selbst oder kochen es ein für den Winter. Doch sosehr Henrike sich jeden Tag mit Mühe um die Beete kümmert, sosehr sie auch jätet und hackt, sät und pflückt, seit dem Tod der Mutter verliert das Gemüse nach und nach seine Farbe. Jedes Mal, wenn sie eine Karotte oder Rübe aus der Erde zieht, scheint sie ihr ein wenig blasser als die letzte, auch der Kohl nimmt trotz ausreichend Sonne kein sattes Grün mehr an.

Als Henrike eines Morgens in den Garten kommt und alles Gemüse milchig weiß vorfindet, weiß sie, dass der Vater im Krieg gefallen ist. Am Vereinstag des Kriegerbundes wird sein Name verlesen, die Anwesenden erheben sich von ihren Plätzen. Für Henrike und die Brüder soll noch am selben Tag ein Zentner Kartoffeln vorbeigeschickt und im nächsten Monat Geld für die Weihnachtsgeschenke gesammelt werden.

Als der Nachbar mit den Kartoffeln vor der Tür steht, sind sie schneeweiß, sogar die Schale. Die Brüder jedoch essen, was Henrike daraus kocht, wortlos und ohne Klage.

ALS ICH ERFAHRE, WIE KARTOFFELN WACHSEN, vergrabe ich einen Sommer lang meine Dinge in der Erde. Ich reiße den Puppen die Köpfe und Gliedmaßen ab, schneide den Kuscheltieren die Bäuche auf und hole die Füllung hervor. Aus den Büchern trenne ich die Seiten heraus, und die Hosen schneide ich mit der Küchenschere in Streifen. Dann grabe ich mit der bloßen Hand Löcher in die Beete, lege einen Puppenkopf oder ein Hosenbein hinein, bedecke es mit Erde und gieße sorgfältig, wie ich es bei der Mutter gesehen habe.

Wochenlang warte ich ungeduldig, laufe jeden Morgen als Erstes vor die Tür und suche die Erde nach keimenden Trieben ab. Als ich im Herbst erwartungsvoll mit dem Spaten in die Erde steche, sind da nichts als schmutzige, feuchte Fetzen.

ALS DER KRIEG VORBEI IST, wollen die Brüder bald nichts mehr mit dem Dorf, dem Hof oder Henrike zu tun haben. Einen nach dem anderen zieht es in den Süden, weiter und weiter, bis Berge ihnen die Sicht auf das flache Land der Kindheit versperren.

Nachts liegt Henrike jetzt oft lange wach, horcht in die ungewohnte Stille und denkt nach. Am liebsten wäre ihr, wenn es immer so bleiben könnte, nur sie und die Tiere im Stall, deren Körper das Haus von innen erwärmen. Aber sie weiß, dass sie allein den Hof nicht führen kann, und beschließt, dass es das Beste ist zu heiraten.

HENRIKE BEGEGNET GEORG auf dem Geburtstagsfest des Kaisers. Wie jedes Jahr hat der Kriegerbund des Dorfes zu seinen Ehren einen gemeinsamen Kirchgang organisiert, gefolgt von einer Theateraufführung und Musik auf dem Hauptplatz. Die beiden Gastwirtschaften des Dorfes haben je dreißig Liter Bier als Begrüßungsschoppen für die Gäste spendiert. Henrike hat Georg längst gesehen, und als er ihren Blick endlich erwidert, fordert sie ihn beinahe grob zum Tanz auf.

GEORG BEGEGNET HENRIKE auf dem Geburtstagsfest des Kaisers. Wie jedes Jahr hat der Kriegerbund des Dorfes zu seinen Ehren einen gemeinsamen Kirchgang organisiert, gefolgt von einer Theateraufführung und Musik auf dem Hauptplatz. Die beiden Gastwirtschaften des Dorfes haben je dreißig Liter Bier als Begrüßungsschoppen für die Gäste spendiert. Georg hat Henrike längst gesehen, und als sie seinen Blick endlich erwidert, fordert er sie mit leiser Stimme zum Tanz auf.

WARUM ES MICH GIBT:

Weil man von einem Zentner Kartoffeln lange
satt wird

Weil Henrike nachts wach liegt
Weil der Kaiser Geburtstag hat